

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 19 (1939-1940)

Heft: 2

Artikel: Schweizer, seid Schweizer!

Autor: Reynold, Gonzague de

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158650>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer, seid Schweizer!

Von Gonzague de Reynold.

Ende Mai 1939 erscheint unter diesem Titel in dem Verlag Raſcher & Cie., Zürich, die deutsche Ausgabe des jüngst erschienenen Buches „Conscience de la Suisse“ von G. de Reynold. Aus der von Dr. E. H. v. Tschannen, Genf, besorgten Übertragung bringen die „Schweizer Monatshefte“ mit Genehmigung des Verfassers einige Kapitel zum Vorabdruck.

Die Schriftleitung.

Stunde der Entscheidung.

Der Schweiz sich bewußt sein, heißt sie auf eine Weise kennen, daß sie zu einem Grundbestandteil unserer Persönlichkeit wird.

Es ist eine innerliche, überlegte, nicht äußerliche, schulmäßige Kenntnis. Sie befaßt sich weniger mit Tatsachen als mit Werten. Sie vernachlässigt, was vorübergehend, zufällig ist, um herauszulösen, was wesentlich ist und beständig. Im Gefühle wurzelnd und im Sinn für das Gute, bildet sie Urteile, bereitet sie die Tat vor.

Unser Land lieben und es doch oberflächlich und falsch kennen, das ist unser „Durchschnittspatriotismus“: das heißt nicht sich der Schweiz bewußt sein.

*

Gegenwärtig fühlt sich die Schweiz als ein Ganzes bedroht.

Aber unser Problem ist nicht das ihrer Verteidigung: es ist das ihrer Existenz.

Die Schweiz muß in die neue Zeit einziehen: wie will sie es tun?

Es ist notwendig, daß sich die Schweiz gleichzeitig der neuen Zeit und ihrer selbst bewußt wird.

Die neue Zeit, die Schweiz: das sind die zwei Gegebenheiten des Problems, das wir zu lösen haben, des Problems unserer Existenz.

*

Die Schweiz ist bedroht. Sie ist es von außen: durch die Ereignisse. Sie ist es von innen: politisch durch die Entartung des Regimes, wirtschaftlich durch die Krise, geistig — und das ist das Schlimmste — durch den Materialismus.

Die Schweiz muß sich verteidigen, aber es genügt nicht, daß sie sich waffnet und sich betont.

*

Die kleinen Nationen, vor allem die unsere, besitzen kaum einen anderen als einen negativen Willen. Was sie nicht wollen, das wissen sie sehr gut, wissen sie immer. Sie wissen aber schlecht, wissen selten, was sie wollen. Unseren negativen Willen in einen positiven Willen um zu wandeln, darum müssen wir uns heute bemühen. Wenn wir dazu nicht imstande sind, dann ist es besser, wir packen schleinigst ein.

*

Was wollen wir nicht?

Fremde Einmischungen dulden, in einen Krieg gezogen werden, das Schicksal Österreichs und der Tschechoslowakei teilen.

Was dagegen wollen wir?

Unsere Unabhängigkeit, unsere Landesgrenzen, unsere Freiheit verteidigen.

Wir wollen leben; und um unser Leben zu erhalten, sind wir alle bereit, vereint unser Blut zu vergießen, wir alle, Deutschschweizer und Welschschweizer, Bündner und Tessiner, Bauern und Städter, „Arbeiter“ und „Bürger“, Katholiken und Protestanten, Männer der Linken und Männer der Rechten.

*

Aber dieser positive Wille, einig zu sein, um uns zu verteidigen, genügt noch nicht: wir müssen lernen, uns zu einigen, um aufzubauen. Die erste Linie unserer Landesverteidigung ist unsere Innenpolitik. Wenn diese nicht standhält, hält nichts hinter ihr stand.

Unmöglich, unser Land zu verteidigen, wenn es durch den Klassenkampf gespalten und unterwühlt, wenn es der parlamentarischen Demagogie und den Parteimachenschaften preisgegeben ist, wenn es nur noch eine Firma, eine Versicherungs-Gesellschaft, eine Genossenschaft für materielle Interessen bildet, wenn das gesetzliche Land das lebendige Land weiter aussaugt — kurz: wenn das nationale Interesse nicht über die Gruppen- und privaten Interessen gestellt wird.

*

Wir wollen unserem Lande dienen, aber wir wollen nicht, daß man sich seiner bedient.

Wir wollen unser Vaterland verteidigen, aber nichts anderes unter seiner Maske.

Wir wollen unser Leben einsetzen, aber nicht für die Rentabilität der Schweizerischen Bundesbahnen — noch für die Weinsteuern, den Milchpreis, den Käse-Export — noch um der Regierung eine neue Mehrheit zu verschaffen — noch um die Annahme des hundertsten provisorischen Finanzprogramms

zu sichern — noch um an jedem vaterländischen Gedenktag dieselben Geheimplätze zu hören.

Nein, wir wollen unser Leben für etwas Höheres einsetzen.

Die Stärkung der wahren Landesverteidigung setzt eine nationale Erneuerung voraus.

Ohne nationale Erneuerung ist die Landesverteidigung unmöglich. Und eine nationale Erneuerung ist unmöglich ohne Programm, ohne Weltanschauung, ohne Grundsätze, ohne Köpfe, die diese aufstellen, und ohne Männer, die sie anwenden. Und wir dürfen keine materiellen Opfer erwarten, wenn wir kein Ideal haben, das sie aufwiegert.

Das Bedürfnis nach Einigung, das Gefühl der Notwendigkeit einer Einigung sind noch keine Einigung. Sie sind nur deren Vorläufer, deren Voraussetzung — deren vorübergehender Anlaß.

Diesen Anlaß werden wir verpassen, wenn wir ihn nicht gleich ergreifen. Denn wir leben in einer Stunde, wo unser ganzes Dasein an einem Gefühle hängt: in jenem Bedürfnis nach Einigung liegt ein starkes Bedürfnis nach Liebe. Aber unsere Landesherren verstehen es nicht, diese Liebe zu gewinnen.

Sie verstehen nicht, daß es nicht mehr auf gutes Verwalten und vieles Beraten ankommt, daß aber eine einzige Gebärde, ein einziges Wort Wunder wirken könnte.

Gebt uns einen Grund zu leben, wenn ihr wollt, daß wir einen Grund haben zu sterben.

Wenn ihr nicht imstande seid dazu, wird die Jugend diesen Grund anderswo suchen, und nichts, weder Gesetze noch Verordnungen noch die Polizei, wird schließlich stark genug sein, um sie daran zu hindern.

Hier liegt das Problem, das es zu lösen gilt in dieser Stunde der Entscheidung.

Politische Einsicht.

Wir brauchen politische Einsicht.

Die Dinge sehen, wie sie sind, in ihren genauen Maßen und in ihrem gegenseitigen Verhältnis; die Folgen unserer Gebärden und Handlungen voraussehen; Einfälle haben, fähig sein zu neuern und zu schöpfen: das ist politische Einsicht. Wozu ich befüge: der große Staatsmann veranlaßt niemals einen Bruch mit der Vergangenheit, unterbricht niemals die geschichtliche Kontinuität. Der große Staatsmann faßt ein Volk, ein Landgebiet, eine Geschichte in ihrer Ganzheit, ihrer Wesenheit, ihren Konstanten, und zu einer Stunde, wo eine Nation an sich selbst zweifelt, ihren Weg, den Sinn ihres Daseins sucht, bahnt er ihr diesen Weg, haucht er der

Seele seines Volks diesen Sinn des Daseins ein und führt es ohne Furcht und Zaudern in die Zukunft.

Ist dies zu groß für uns, die wir doch wirklich der Größe bedürfen?

*

Heute tun wir genau das Gegenteil von dem, was wir sollen, ja von dem, was wir wollen.

Wir wollen den Nationalsozialismus nicht: warum tun wir so oder lassen wir so tun, als ob wir ihn schließlich doch wollten? Denn: vereinheitlichen, zentralisieren, verstaatlichen heißt dem Nationalsozialismus den Thron bereiten. Um dem Nationalsozialismus besser zu widerstehen, wollen wir seinem Totalitarismus einen Totalitarismus, seiner Gleichschaltung eine Gleichschaltung entgegenstellen.

Wir sind überzeugt: um aus dem Schweizervolk einen Block zu machen, müssen wir es in eine Gießform werfen.

Aber ein Haus niederreißen, an dem die Geschichte Jahrhunderte lang gebaut hat, einem Volk wegnehmen, was es von den anderen Völkern unterscheidet, sein Antlitz so verstümmeln, daß es niemand wiedererkennt, das bedeutet, es seinem Untergang weihen. Die Geschichte ist eine Allee von Särgen: in jedem dieser Särge modert die Leiche einer Nation, die an der Untreue gegen sich selbst und gegen ihre Bestimmung gestorben ist.

Wir sind überzeugt: um ein „einzig Volk von Brüdern“ zu sein, brauchen wir uns nur alle auf der Straße zu umarmen und uns so mit unseren größten Gegnern photographieren zu lassen.

Aber die Gefahr solcher sentimentalier Anfälle — und wir sind sehr sentimental — liegt in dem Wahn, daß wir einig seien, wenn wir uns noch gar nicht verständigt haben. Sie schwächen den Willen. Sie sind geistig unredlich, weil sie die Wahrheit bemänteln. Im Grunde hat sich nichts geändert, bestehen die Mißverständnisse, die Vorurteile, die selbstischen Strebungen weiter.

Vereinheitlichen ist nicht einigen. Vereinheitlichen ist materieller, einigen ist geistiger Art. Man vereinheitlicht Dinge, aber Wesen einigt man, und beim Vereinheitlichen der Dinge veruneinigt man oft die Wesen. Man kann ein Land so weit vereinheitlichen, daß es administrativ und politisch nach vollständiger Einheit aussieht. Ein reiner Schein, der, wenn er Unzufriedenheit, Not und Uneinigkeit verbirgt, nichts anderes ist als eine Lüge — ein Boden, der fest scheint und wie ein Garten gepflegt wird, unter dem sich aber eine tiefe Höhlung gebildet hat. Es ist leicht, zu vereinheitlichen: es braucht nur Gesetzmacher, Bureaumenschen und Politisten dazu; aber es ist schwer, zu einigen: dazu braucht es Einsicht, Güte und Willen. Einigen zerstört nichts, aber vereinheitlichen zerstört etwas: die Einheit.

Zentralisieren ist nicht konzentrieren. Zwischen den beiden herrscht der selbe Unterschied wie zwischen materieller und geistiger Natur. Um die Schweiz zu zentralisieren, brauchen wir nur Bureau, aber um die nationalen Kräfte zu konzentrieren, brauchen wir Persönlichkeiten. Zentralisieren heißt ebenfalls zerstören — für uns die schwerste, die unheilbarste aller Zerstörungen: die der alten Eidgenossenschaft. Zentralisieren heißt unserem Boden und unserer Geschichte zuwiderhandeln. Und die Zentralisierung hat auch nur den Schein der Festigkeit für sich. Stärke an der Oberfläche, Schwäche in der Grundlage. Es genügt ein Schlag gegen die Mitte, und alles stürzt zusammen.

Verstaatlichen bedeutet nicht etwa den Staat stärken, sondern ihn schwächen. Der Staat wird dabei zu einem jener Dicke, die sich nicht bewegen können, aber ihre eigene Sitzgelegenheit unter sich zerdrücken. Je mehr die Besugnis des Staates zunimmt, desto mehr nimmt seine Autorität ab.

Der Etatismus ist eine Thrannei, und zwar eine unfruchtbare Thrannei. Er verwandelt die Bürger in Untertanen. Er ruft einen tödlichen Zwiespalt zwischen dem Staat und der Nation, dem Regime und dem Volk, der Geschlichkeit und dem Leben hervor. Der Etatismus ist eine totalitäre, aber unfassbare und namenlose Staatsform, denn die Macht ist überall und die Verantwortung nirgends. Er ist das Gegenteil der Demokratie. Wenn der Etatismus herrscht, ist die Demokratie nur noch ein Stadion für Wahlkampfspielle: das Volk wird als höchste Autorität erklärt, die Bürger stimmen ab, aber die Menschen sind nicht mehr frei.

Noch einmal: warum tun wir gerade oder lassen wir tun, was wir alle nicht wollen?

Wir verstehen es, eine Gemeinde zu verwalten, die Innenpolitik eines Kantons zu leiten — zum Lenken einer Nation fehlen uns noch die entscheidende Erfahrung und die großen starken Traditionen. Von 1848 bis 1914: sechsundsechzig Jahre der Neutralität, der Wohlfahrt und politischer Zurückhaltung, während welcher alle unsere Anstrengungen dem Wirtschaftsleben gegolten haben. Wir sind dabei geschickt geworden im Handhaben der Dinge, aber nicht im Führen der Menschen. Und jetzt sehen wir, daß wir nicht mehr unbeweglich bleiben können in einem bewegten Europa, daß es sich nicht mehr darum handelt, einfach fortzudauern, sondern — zu leben.

Und dazu brauchen wir politische Einsicht.

Wahrheit tut not.

Wie alle Gefühle, die den Menschen an der Wurzel fassen, und wie alle Pflichten, die eine Liebe uns auferlegt, erhebt uns die Vaterlandsliebe von selbst zum Heldenhum. Aber es gibt noch ein anderes Heldenhum als das des Sterbens: das schwerere und seltenere Heldenhum der Ein-

sicht, die auf das Wesentliche geht, die Wahrheit ergreift und dem Volke spendet.

Dieses Heldenhum pflegen wir weder in den Parlamenten noch in den Räten. Wenn es dort zu sprießen begänne, würden wir es unter der Wahlurne ersticken. Heute aber genügt es nicht mehr, von rechtschaffenen Verwaltern „verwaltet“ zu werden. Es gibt einen gewissen, allen schöpferischen Geistes und aller Tatkraft baren „gesunden Menschenverstand“, der eine Art Dummheit ist, eine Art gemütliche Rechtschaffenheit, die vortrefflich ist, solange alles gut geht, die sich aber in schwierigen und tragischen Zeiten lächerlich greisenhaft und unverantwortlich zeigt. Das System hat das Unmoralische an sich, daß es sogar im Staatsmann den Sinn der Verantwortung schwächt.

Der Sinn der Verantwortung entfaltet sich nur da, wo die Autorität ist. Salazar, der Begründer des neuen Portugal, sagt: „Die Autorität ist ein Recht, aber auch eine Pflicht; eine Pflicht, die sich selbst verleugnet, wenn sie nicht ausgeübt wird, ein Recht, das seine festste Grundlage im Wohle Aller hat. Die Autorität ist eine herrliche Gabe der Vorsehung, denn weder das soziale Leben noch die Kultur wären möglich ohne die Autorität.“ Aber welche Pflicht legt sich als erste der Autorität auf? Dem Volke die Wahrheit zu sagen, um den Forderungen des nationalen Interesses und des gemeinsamen Wohls gemäß handeln zu können.

*

Einer Demokratie die Wahrheit zu sagen, das verlangt Heldenhum, das Heldenhum der Vaterlandsliebe und das der Einsicht. Und dazu braucht es Ehrfurcht. Ehrfurcht vor der Wahrheit, die ihre gebieterischen Forderungen hat und die durch die Geschehnisse zu strafen versteht, wenn wir uns weigern, ihr zu gehorchen, und diese Ehrfurcht muß stark und heilig genug sein, um die Furcht zu beherrschen, die die Regierenden vor den Gewählten haben, die sich wiederum vor den Wählern fürchten. Und alle zusammen fürchten sich vor der Wahrheit. Aber das Volk braucht die Wahrheit. Sich einzuschwärzen, das Volk hungere nur nach Brot, ist ein Verbrechen: es hungert auch nach Worten. Denn wir sind ein armes Volk, aber die heutige Armut unseres Volkes ist eine Armut des Geistes. Nicht, daß wir weniger klug wären als die andern, nein, ich meine dies:

Seit 1848 wurde die Schweiz als „Musterdemokratie“ aufgezogen, was, wie behauptet wird, gelungen sein soll. Den Schweizern wurde gesagt: „Arbeitet, auf daß euer armes Land ein reiches Land werde“, und die alte Eidgenossenschaft wurde in einen Wirtschaftsstaat verwandelt: auch das ist, bis zum Weltkrieg, gelungen. Das Volk wurde bis zur höchstmöglichen Stufe der Schulbildung und der materiellen Wohlfahrt emporgehoben, wurde systematisch glücklich — und mittelmäßig — gemacht.

Heute fühlen wir diese ganze jüngste Vergangenheit, alle diese Erfolge wie ein Unglück und fast wie eine Reue auf uns, dem Schweizervolk, lasten.

Hundertvierundzwanzig Jahre — seit 1815 — des Friedens und der Neutralität, einundneunzig Jahre — seit 1848 — der Wohlfahrt und des Glücks: dafür zahlen wir heute und werden wir morgen noch mehr zahlen müssen, und das bringt uns unsere wahre Armut zum Bewußtsein. Die materielle Wohlfahrt haben wir verloren — was uns davon übrig bleibt, droht uns auch noch zu entgleiten. Übrigens genügt sie uns nicht mehr. Wir verlangen alle etwas ganz anderes: für etwas Geist, etwas Größe würden wir die materielle Armut auf uns nehmen, weil wir uns im Herzen bereichert fühlten und das Gewicht unserer Seele wiederempfänden.

Wir verlangen endlich die Wahrheit.

Sagt uns, ihr Landesherren, daß es nicht so weitergehen kann, daß die Reserven immer kleiner werden, daß das Regime zuviel kostet, daß es uns über unseren Mitteln zu leben nötigt. Sagt uns, daß die tiefgreifenden Reformen zwingend werden und daß wir sofort beginnen müssen. Sagt uns, daß das Land in Gefahr ist, von innen, von außen. Wenn das Parlament, die Parteien, die Konstitution selbst ein Hindernis sind, sagt es uns laut, anstatt es nur in einige Ohren zu flüstern. Wenn ihr eurer Erfahrung und eurem Gewissen zum Trost an halbe Maßnahmen gebunden seid, von denen ihr zum voraus wißt, daß sie nichts nützen, sagt es uns, und wir werden euch befreien. Denn wir sind mehr als nur Bürger: wir sind Patrioten. Mehr als nur Wähler: wir sind Männer. Wir werden noch zu kämpfen, zu entsagen, für unsere Heimat uns zu opfern wissen. Denn es gilt die Heimat zu retten und nicht die politische Situation zu schützen. Und ihr werdet die Heimat nur retten, wenn ihr dem Volk zuerst die Wahrheit sagt.

Wir wissen es wohl: wenn ihr diesen Mut, dieses Heldenhum besäßet, hättet ihr das Parlament und eure eigene Partei gegen euch. Ihr würdet zur Demission gezwungen. Aber ihr hättet die Schweiz, euer Gewissen und die Wahrheit für euch. Ihr hättet das befreiende Wort ausgesprochen. Und wir würden euch an Autorität wiedergeben, was ihr uns an Freiheit zurückgegeben hättet.

Keinerlei Freiheit taugt etwas, solange wir in der Verwirrung und der Unruhe leben, solange wir vor uns nicht den Anfang eines Weges sehen; übrigens fordert die Freiheit, um sich zu erfüllen, die Autorität. Keinerlei Wiederaufbau ist möglich, solange wir nicht genau wissen, wie es mit uns steht. Wahrheit tut not.

Bewußtsein unserer Zeit Übergangsperiode: der Totalitarismus.

Sich niemals politisch aufzsaugen zu lassen von den großen Gemeinschaften, an die die Sprache, die „Rasse“, die Kultur sie banden, von denen aber ihr engerer Lebenskreis, ihre peripherische Lage und ihr Unabhängigkeitsinn sie losgelöst hatten: erinnern wir uns an diesen negativen Willen der zur gemeinsamen Verteidigung verbündeten schweizerischen Städte und

Länder. Finden wir ihn nicht im Widerstand der „französischen“ Schweiz gegen die Volksfront, der „italienischen“ Schweiz gegen den Faschismus, der „deutschen“ Schweiz gegen den Nationalsozialismus wieder? Diese Haltung ist eine unserer „Konstanten“, unserer beständigen alten Kräfte. Allerdings muß sie sich von der Einsicht führen lassen.

Von 1789 bis 1798 erlebten die Schweizer als leidenschaftliche Zuschauer die Ereignisse der Französischen Revolution. Diese war für sie aber auch ein großartiger Anlaß zu diskutieren, Versammlungen und Bantette zu halten, in einem Wort sich zu entzweien und dabei doch ihre Vaterlandstreue zu beteuern. Ihre Landammänner, Schultheißen und Landvögte suchten sie zu beruhigen: „Warum ändern? Betrachtet eure Nachbarn! Ihr seid die freieste und glücklichste Nation Europas. Bleiben wir, was wir sind!“ Und diese selben Amtsleute betrieben oder duldeten um sich herum eine Emigrantenpolitik. An unseren Grenzen folgte inzwischen ein kleiner „Anschluß“ auf den andern — das Bistum Basel, das Weltlin, Genf — bis zum großen, dem von 1798.

Heute sind wir ganz anders vorbereitet, gerüstet, ausgebildet. Wir besitzen eine Zentralregierung, deren Außenpolitik sich fest und geschickt zugleich gezeigt hat. Wir besitzen eine Armee. Unser Patriotismus ist stärker als der sentimentale „Helvetismus“ des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Und doch frage ich mich, ob unsere öffentliche Meinung nicht eben denselben Irrtum begeht wie in jener Dämmerstunde des „ancien régime“ die Dinge nicht so zu sehen, wie sie sind.

Wie 1798 haben wir an unseren Grenzen eine Revolution: den Nationalsozialismus.

Der Nationalsozialismus ist nicht etwa Preußen noch der preußische Geist, nicht einmal der deutsche Imperialismus: er ist eine Revolution, die deutsche Revolution. Der Nationalsozialismus wird wahrscheinlich für das 20. Jahrhundert dasselbe bedeuten, was die Französische Revolution für das 19. bedeutet hat. Das Deutschland Hitlers sieht dem Wilhelms II. nicht ähnlicher als das Frankreich Robespierres dem Ludwigs XVI.

Der Nationalsozialismus ist ein Gleichheitssystem, und er überzeugt Gleichheit mit Gleichschaltung. Er haßt alles, was eine soziale Gestalt besitzt. Er will eine Welt niederreißen, um eine neue aufzubauen, indem er mit roher Gewalt dem menschlichen Leben das Schema einer in einem Gehirn erzeugten Ideologie aufzwängt. Er vergreift sich an der Religion, der Familie, dem Besitztum, allem Adel, dem der Geburt wie dem des Geistes. Wir sehen: alle modernen Revolutionen bieten dieselben Erscheinungen und durchlaufen dieselben Phasen. Sie mögen, je nach den Umständen, der Zeit, den nationalen Voraussetzungen, in ihren Ideen und ihren Aspekten variieren, sie haben alle als gemeinsame Grundlage den Jakobinismus. Was in die Augen springt, wenn man sich die Mühe nimmt, die französische, die russische und die deutsche Revolution im Einzelnen zu vergleichen.

Der Nationalismus ist aus seiner inneren Phase herausgetreten, um in seine Phase der Ausdehnung und der Eroberungen überzugehen, wie alle Revolutionen in einem bestimmten Augenblick. Denn eine Revolution verwirrt die Beziehungen zwischen den Staaten in einem solchen Maße, daß sie gezwungen ist, sich auszudehnen, wenn sie nicht zum Erstickungstod verurteilt sein will. Jede Revolution tritt mit religiösem Eifer und mystischen Lehren auf; sie predigt und zwingt zu einem universellen Glauben. Und hier dürfen wir uns nicht täuschen: die deutsche Revolution geht über ihren eigenen Nationalismus hinaus; die Idee des Reiches ist universal: das entchristliche Heilige Römische Reich. Worauf ist der Nationalsozialismus bedacht und bereitet er sich vor? Auf eine Organisation Europas. Organisation nach seinem Bild. Die Französische Revolution hat es zwar nicht besser gemacht, sie, für die die Menschheit Frankreich und der „Mensch an sich“, der Mensch der Menschenrechte, der Franzose war. Deutschland aber ist, mehr als Frankreich, ein Missionsland: Mission Ottos des Großen und der Sachsenkönige, Mission der Deutschen Ritter, d. h. der Preußen.

Sicher hat die deutsche Revolution Aussicht auf Erfolg. Es wäre unklug, dies zu verkennen. Vorerst: ihre affektive Kraft. Während die Französische Revolution intellektueller Art gewesen ist, bedeutet die deutsche ein gewaltiges Wiedererwachen der affektiven, instinktiven Kräfte. Daher ihr irrationales Wesen. Die Französische Revolution war „philosophisch“; die deutsche religiös. Rückkehr zum Heidentum. Die Welt kann eben nur christlich oder heidnisch sein. Sie hält es nicht lange aus, rationalistisch, rein weltlich, freidenkerisch zu sein, weil dies der menschlichen Natur und ihren tiefsten Bedürfnissen widerspricht. Wenn ihr die Rückkehr zum Christentum unmöglich gemacht ist, kehrt sie zum Heidentum zurück; das Wesen des Heidentums ist nichts anderes als die Unbetung der Rasse und des Blutes, des Bodens und der Gemeinschaft. Nicht zu vergessen der pantheistische Instinkt der Germanen und der Slaven: ein Pantheismus des Sumpfs und des Waldes. Alle diese Völker stehen noch in ihrer romantischen Jugend. Der Rassismus ist widersinnig, aber er zieht.

Eine andere Aussicht des Nationalsozialismus auf Erfolg liegt in seinem sozialen Programm. Zerstörung des Groß-Besitztums, Raub der Kirchengüter, Vernichtung des Adels, Aufhebung des Kapitals, Vertreibung der Juden: solche Forderungen können in einem verarmten Europa wie dem des Donaubeckens und des Balkans leicht Anklang finden. Umso leichter, als die Deutschen mit ihrer Methode, ihrem Organisationsgenie, ihrem erforderlichen Geist, ihrer Disziplin bereits erfolgreich durchzusetzen begonnen haben, was dem russischen Kommunismus und dem westeuropäischen Sozialismus misslungen war. Der Nationalsozialismus hat den Vorteil, die Revolution neuesten Modells zu sein, diejenige, die die Revolutionen von gestern und vorgestern ins Ausverkaufsgeschäft verbannt, zum Ge-

brauch der Provinz, der Kolonien — und der Schweizer. Die Erbschaft der Volksfront, der Richtlinien.

Erinnern wir an jene offensichtliche Tatsache: die Bezeichnungen „Rechts“ und „Links“, „Reaktion“ und „Fortschritt“ sind nicht ein für allemal auf dieselben Köpfe und dieselben Anschauungen geschrieben. Ein Traditionalist kann eines schönen Morgens als feuriger Revolutionär, ein Sozialist als versteinerter Reaktionär aufwachen. Was die Stellung der Lehren und Parteien bestimmt, ist ihr Platz in der historischen Perspektive. Aber diese Perspektive ändert sich. Die großen Geschehnisse der Geschichte bewirken, daß sie sich in regelmäßigen Abständen umkehrt.

1798 stand in der Schweiz der Französischen Revolution ein Konsortium Unzeitgemäßer gegenüber. Die Patrizier, aber auch die Englisch-Liberalen, die Anhänger der Aufklärungssphilosophen, die Bewunderer Rousseau's, alle, die der Berufung der Generalstände, ja der Verkündung der Republik zugejubelt und die die Ausschreitungen des Terrors und der Diktatur Robespierres erschreckt und abgestoßen hatten. Diese Leute hatten nur einen gemeinsam, ihren aus Furcht, Entrüstung, Haß entstandenen negativen Willen: „Wir wollen von dem nichts wissen bei uns“. Daneben verabscheutten sie einander, zankten sich und verschworen sich mit dem Ausland wie vorher. Einzig ein großer, auf rechtzeitigen Reformen fußender Aufschwung hätte es möglich gemacht, einen Widerstand zu leisten, der vielleicht siegreich abgelaufen wäre. Aber es ist unmöglich, einer Revolution zu widerstehen, wenn wir in den Linien bleiben, die diese Revolution hinter sich gelassen hat: wir widerstehen ihr nur, wenn wir uns in die gegenüberliegenden Linien stellen, in die entgegengesetzten Linien, von denen aus wir sie offensiv bekämpfen können. Die Reaktion liegt hinter der Revolution, die Gegenrevolution liegt vor ihr.

Zur Psychologie des Franzosen.

Von Jacques Fonlupt-Espéraber.

Fon meinem Balkon aus betrachte ich im Lichte des sinkenden Tages die schneegliedernden Pyrenäen. Gegen Westen senken sich die weichen Linien der Rhune dem nahen Ozean zu. Über ihren Gipfel führt die spanische Grenze. Wie nah ist sie!

Und doch nicht so nah, daß nicht zwischen dieser Grenze und dem kleinen bearischen Städtchen, in dem ich mich aufhalte, noch eine zweite Grenzlinie durchführte. Wenige Meilen weiter leben Menschen einer anderen Rasse; sie sprechen eine Sprache, die mit der alten langue d'oc nichts gemein hat; sie rühmen sich einer großen Vergangenheit; sie sind stolze Basken und erklären sich kühn als Edelleute. Selbstverständlich dünken sie sich besser als die Bearner, und die Bearner ihrerseits fühlen sich selbstverständ-